# FEENREICH

*Die Wispernden Bücher*

MICHAEL HAMANNT

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehme ich für deren Inhalte keine Haftung, da ich mir diese nicht zu eigen mache, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweise.

Copyright © 2020 by Michael Hamannt,

Hochdahler Str. 117, 40724 Hilden

E-Mail: kontakt@hamannt.de

Coverdesign und Umschlaggestaltung: Florin Sayer-Gabor - www.100covers4you.com

Verwendete Bilder: „Pellinni – stock.adobe.com“, „Digital Curio – creativefabrica.com“, „anetta/Shutterstock.com“

Cover-Schriften: Cinzel Regular von Nathanael Gama, De Arloy von Storic Type

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Ein Nachdruck oder eine andere Verwertung ist ausdrücklich nur mit schriftlicher Zustimmung des Autors zulässig.

Die Figuren und Ereignisse in diesem Buch sind frei erfunden. Die Bezugnahme auf oder die Nennung von Filmen, Büchern, Firmen, Markennamen und Produkten in dieser Geschichte stellt keine Verletzung des Copyrights dar.

*Für alle,*
*die nicht aufgehört haben*
*zu träumen.*

Silbermond

# PROLOG

*Spanische Pyrenäen,*
*1021 n. Chr.*

Gaelan Draig lief um sein Leben. Tiefhängende Äste peitschten sein Gesicht, Dornenranken zerkratzten ihm die Arme. Er ignorierte den Schmerz, denn wenn seine Verfolger ihn zu fassen bekämen, drohte ihm sehr viel Schlimmeres. Er sprang über einen Graben hinweg, blieb stehen und blickte sich schwer atmend um. Der Wald war alt, und nur wenig Sonnenlicht drang durch das dichte Blätterdach bis zu ihm herab. Irgendwo musste doch der verdammte Weg sein.

Im Unterholz knackte es.

Gaelan rannte weiter. Seine Lunge brannte. Das Haar klebte ihm feucht in der Stirn. Er hatte gewusst, dass die Bluthunde seines Vaters ihn eines Tages aufspüren würden. Doch hier, fernab der Heimat, hatte er gehofft, ihm würde mehr Zeit bleiben. Wenigstens hatte er vorher noch Grace und Jacob in Sicherheit bringen können. Selbst wenn er starb, würde seine Familie überleben, und das war das Einzige, was zählte. Die Hexe hatte es vorausgesehen: Eines fernen Tages würde eine Frau aus seiner Erblinie hervorgehen, die die gleiche Gabe wie er besäße. Sie

würde die magischen Pforten durchschreiten und den Schlüssel finden, der ihr die Stärke verlieh, seinen Vater zu besiegen. Für sie hatte er die Wispernden Bücher gestohlen und versteckt.

Plötzlich trug der Wind einen schwachen Rauchgeruch an seine Nase heran und mit ihm neue Hoffnung. Das Kloster konnte nicht mehr fern sein. Es lag am Fuß der Berge, und wenn er es bis dorthin schaffte, würde er hinter seinen dicken Mauern Zuflucht finden.

Gaelan fühlte, dass er einen weiteren Kampf gegen die Bluthunde seines Vaters nicht überleben würde. Seit eineinhalb Tagen jagten sie ihn schon. Er war am Ende seiner Kräfte. Einen von ihnen hatte er töten können, aber zwei weitere waren noch übrig. Wären sie Menschen, hätte er es vielleicht mit ihnen aufnehmen können. Doch diese Kreaturen kannten keine Erschöpfung, keinen Schmerz. Sein Vater hatte sie erschaffen, hatte all seinen Hass in sie hineinfließen lassen. Sie waren die Ausgeburten einer uralten Magie, deren finstere Worte nun durch ihre Körper strömten und ihnen ein unheilvolles Leben verliehen.

Im nächsten Moment stolperte Gaelan über eine Baumwurzel und schlug der Länge nach hin. Schmerz jagte durch sein linkes Knie, als er es sich an einem Stein stieß. Er stöhnte auf, kämpfte sich aber beinahe sofort wieder hoch. Als er sein Bein jedoch zu belasten versuchte, schoss ein stechender Schmerz hindurch. Es war vorbei. Mit dieser Verletzung konnte er den Bluthunden unmöglich entkommen.

Gaelan atmete tief durch und nahm den Geruch der würzigen Erde und des feuchten Laubs in sich auf. Gleichzeitig fühlte er, wie die Anspannung von ihm abfiel. Er streckte die Hand aus und seine Finger strichen über die Blätter eines Busches. Er lächelte, als er das Leben darin pulsieren fühlte. Jetzt war er bereit. Gaelan zog sein Schwert. Runen zierten die Klinge. Sie schimmerten in einem bläulichen Licht. Der Feind war nah.

*So sei es.*

Er brachte sich in Stellung. Angestrengt starrte er in die

Schatten unter den mannsdicken Bäumen. Er spürte, dass die Bluthunde ihn beobachteten. Und da wurde ihm klar, dass sie schon die ganze Zeit über mit ihm spielten und dass er niemals wirklich eine Chance gehabt hatte, ihnen zu entkommen. Er schnaubte. Es passte zu seinem Vater. Er mochte es, seinen Feinden zunächst Hoffnung zu machen. Auf diese Weise fiel die Niederlage umso schmerzhafter aus. Das erleichterte es ihm, sie anschließend seinem Willen zu unterwerfen.

*Mich wirst du nicht brechen, Vater!* Gaelan reckte das Kinn vor. »Kommt heraus und kämpft!«, rief er den Schatten des Waldes zu.

Schon lösten sich zwei Gestalten aus dem Dunkel. Sie waren in Kapuzenumhänge gekleidet, die sie nun abwarfen. Gaelan fröstelte. An den Anblick der Bluthunde würde er sich nie gewöhnen. Sie ähnelten Menschen, doch waren ihre Schädel haarlos und die Haut so bleich, als hätte kein einziger Sonnenstrahl sie je berührt. Tintenschwarze Buchstaben krochen wie etwas Lebendiges über ihre Gesichter – direkt auf die Augen zu, die wie zwei düstere Schlünde in den Tiefen ihrer Höhlen saßen und ihn mit einem fiebrigen Glanz musterten.

Gaelan machte einen humpelnden Schritt auf seine Gegner zu. Nun zogen auch sie ihre Schwerter und richteten die Spitzen auf ihn. »Gib auf, Sohn, du kannst nicht gewinnen!« Die Bluthunde sprachen gleichzeitig mit rauen, wie heiser klingenden Stimmen. Marionetten, die vom Willen seines Vaters beherrscht wurden. »Gib mir zurück, was du gestohlen hast und ich will dich und deine Familie verschonen!«

»Deine Drohungen kümmern mich nicht, Vater. Meine Frau und mein Sohn sind in Sicherheit. Du wirst sie niemals in die Hände bekommen. Ebenso wenig wie die Bücher.«

»Sei kein Narr!« Die Bluthunde funkelten ihn an. »Sind die Bücher es dir wirklich wert, dass du dein Leben für sie fortwirfst? Was ist mit deiner geliebten Grace? Du würdest sie niemals wiedersehen und auch nicht miterleben, wie Jacob heranwächst und zum Mann wird. Wofür?«

»Meine Menschlichkeit, aber das wirst du wohl nie verstehen, Vater.« Gaelan seufzte und schüttelte traurig den Kopf. »Wenn ich zulassen würde, dass du mich zu einem Werkzeug deiner Rache machst, wie könnte ich meiner Frau und meinem Sohn jemals wieder in die Augen blicken? Tausende und Abertausende würden durch meine Schuld sterben.«

»Verräter, die mich in die Verbannung geschickt haben«, krächzten die Bluthunde wie mit einer Stimme. Sie bleckten die Lippen und entblößten zwei Reihen spitz gefeilter Zähne. »Sie haben den Tod verdient. Außerdem verspreche ich dir, dass du gegen keinen einzigen von ihnen selbst das Schwert erheben musst.«

»Und trotzdem würde ihr Blut an meinen Händen kleben, denn ich wäre derjenige, der die magischen Pforten für dich geöffnet hätte. Nein, Vater, ich werde dir nicht geben, was du verlangst.«

Die Bluthunde rissen die Münder auf und stießen einen schrillen, durchdringenden Schrei aus, der so laut war, dass Gaelan sich zwingen musste, sein Schwert nicht fallen zu lassen, um die Hände auf die Ohren zu pressen. Ihre Augen glühten, als sie wieder verstummten. »Früher hast du anders gedacht«, zischten sie mit Stimmen, die kaum lauter als ein Flüstern waren. »Früher waren meine Worte Gesetz für dich.«

»Das war vor Grace und bevor ich begriff, dass es nicht nur Hass gibt. Es tut mir leid, Vater.«

Ohne eine weitere Warnung stürzten die Bluthunde auf ihn zu. Ihre Schwerter fuhren auf ihn herab. Gaelan wich einer Klinge aus, ignorierte den Schmerz in seinem Knie. Die andere parierte er mit seinem Schwert. Der Zorn seines Vaters trieb die Bluthunde gnadenlos voran. Er verlieh ihnen Stärke und Schnelligkeit, machte sie aber auch unvorsichtig. Als Gaelan eine Lücke in der Verteidigung des einen entdeckte, stieß er mit der Klinge zu und durchbohrte sein Herz. Der Bluthund war auf der Stelle tot. Doch es war nur ein kurzer Triumph, denn schon spürte Gaelan, wie das Schwert des anderen ihm die Seite aufschlitzte. Er schrie, taumelte zurück und stürzte.

»So endet es also, Sohn.«

»Ich bedaure nichts«, stöhnte Gaelan und griff unauffällig in die Tasche seiner Jacke. Seine Finger schlossen sich um eine kleine Kristallkugel. Ein *Feuerodem*. Drei hatte ihm die Hexe zu seinem Schutz mitgegeben. Dieses war das Letzte, und er hatte es für den Notfall aufbewahrt. »Leb wohl, Vater!«

Mit letzter Kraft schleuderte er die kleine Kristallkugel auf seinen Gegner. Ein rötliches Licht flackerte in ihrem Inneren. Kurz bevor die Kugel den Bluthund traf, flüsterte Gaelan das Wort, das die Hexe ihn gelehrt hatte. Heißer Schmerz fuhr durch seinen Körper – der Preis für diesen Zauber. Sein Gegner versuchte auszuweichen, aber es war zu spät. Die Kristallkugel zerbarst und der Feuerelementar, der darin gefangen war, schoss hervor. Kreischend stürzte er sich auf den Bluthund und hüllte ihn in Flammen.

Gaelans Kopf sank zurück auf den Boden. Der Zauber hatte ihm das letzte, noch verbliebene Quäntchen an Kraft geraubt. Er starrte in das Geäst hoch über ihm, wo das Sonnenlicht golden durch das Laub schimmerte. Noch einmal lächelte er, dann fielen ihm die Augen zu und er stürzte ins Dunkel.

Als er wieder zu sich kam, war es Nacht. Mondlicht drang hier und dort wie ein bleicher Speer durch das Blätterdach. Unter Schmerzen rollte Gaelan sich auf den Bauch und robbte dann bis zum nächsten Baum, an dem er sich hochzog. Als er endlich stand, ging sein Atem stoßweise und sein Hemd klebte ihm feucht am Körper. Er fühlte sich fiebrig und seine Wunde brannte, als stochere jemand mit einem glühenden Schürhaken in seiner Seite herum.

Aber er lebte.

Die Nacht verbarg die Leichen der Bluthunde vor Gaelan, doch er konnte deutlich den süßlichen Geruch verbrannten Fleisches riechen. Angewidert stieß er sich von dem Baum ab und taumelte voran. Er musste zum Kloster. Der Abt war ein Verbündeter und hatte Freunde, die Gaelans Aufgabe übernehmen und die Wispernden Bücher für ihn beschützen würden. Er hatte gewusst, dass er einen hohen Preis dafür bezahlen würde, seinen

Vater zu hintergehen. Die Hexe hatte ihn gewarnt, aber sie hatte ihm auch Hoffnung gegeben. Eines Tages würde sich Gaelans Urururenkelin gegen das Monster erheben, das sein Vater war. Und vielleicht würde sie zu Ende bringen, wo er versagt hatte ...

KAPITEL 1

# KLEINE LADY

Als der Wecker mich an diesem Morgen aus dem Schlaf riss, ahnte ich noch nicht, dass eine Bibliothek voller Wispernder Bücher mein Leben schon bald gehörig auf den Kopf stellen würde. Ansonsten hätte ich gleich nach dem Aufwachen einen Jubelschrei ausgestoßen, anstatt wie ein schlaftrunkener Zombie ins Bad zu wanken und mich von einer eiskalten Dusche zurück ins Land der Lebenden holen zu lassen. Wenigstens war ich danach wach.

Jetzt musste ich nur meinen Kajalstift finden. Meine nebelgrauen Augen kamen mit ein wenig Eyeliner besonders gut zur Geltung. Natürlich war er verschwunden. Manchmal kam es mir vor, als wäre ich von lauter kleinen Wurmlöchern umgeben, die mich wie verspielte Hunde verfolgten und alles verschlangen, was ich ablegte, um es an den unmöglichsten Orten wieder auftauchen zu lassen. Aber so war mein Leben nun mal.

Ich kehrte in mein Zimmer zurück, öffnete den Schrank und entschied mich für das apricotfarbene Kleid mit den Spaghettiträgern. Ein Abschiedsgeschenk von Mum. »Wenn du das trägst, wird dir niemand einen Wunsch abschlagen können, Kleines.« Mit diesen Worten hatte sie es mir überreicht, kurz bevor sie mich zum Bahnhof gebracht hatte, von dem aus ich in mein neues Leben gestartet war. Und vielleicht hatte sie ja sogar recht.

Heute war der perfekte Tag, um es herauszufinden. Die Wetterfrösche hatten eine Hitzewelle für Brightmore angekündigt, und das Kleid war luftigleicht und schmeichelte meinem dunklen Haar. Ein guter erster Eindruck war mir damit sicher.

In der Küche traf ich auf Nick. Mein Mitbewohner saß am Tisch und lächelte mir verschmitzt über eine Tasse Kaffee hinweg zu.

»Morgen Cassy, alles klar bei dir?«

»Mir geht ein wenig die Flatter. Und müde bin ich.« Die Wirkung der Dusche ließ bereits wieder nach.

»Ich hab dich doch heute Nacht nicht geweckt?« Nick war ein ganz Süßer, immer in Sorge um mich.

»Ach was, ich war eh wach.« Ich zerwühlte ihm das blonde Haar. »Hey, ist das neu?« Ich deutete auf sein Deadpool-T-Shirt.

Er grinste. »Cool, oder?«

»Mir hast du keins besorgt?« Zugegeben, ich war ein wenig nerdig. Ich liebe Comics, Bücher und Filmabende mit Popcorn.

Nick zog eine Braue hoch. »Hat da jemand vergessen, dass sie bald Geburtstag hat?«

*Sechsundzwanzig*. Auweia, die Dreißig rollte unaufhaltsam auf mich zu. »Und hat da jemand anderes vergessen, dass es ihm verboten ist, dieses Unwort in den Mund zu nehmen?«

»Oh, oh, sind wir heute mal wieder eitel?« Nick nippte an seiner Tasse.

»Gelegentlich sollte man sich das erlauben.« Ich zwinkerte ihm zu, schüttete mir ein Glas Orangensaft ein und setzte mich zu ihm. »Wie war es gestern im Café?«

»Ruhig.« Er seufzte. »Die letzten Gäste sind allerdings erst gegen Mitternacht gegangen, und danach musste ich noch die Kasse machen.«

Das *Hot & Sweet* war Nicks großer Traum. Ich hoffte von Herzen, dass es ein Erfolg werden würde. Nach dem ganzen Ärger mit seinen Eltern und der Sache mit Alex hatte er ein wenig Glück verdient.

»Geht's heute also weiter mit der Jobsuche, was?«, fragte er.

»*The same procedure as yesterday*.«

»Ich drücke beide Daumen und natürlich die Zehen.« Seine Augen, die von einem so hellen Blau waren, das sie fast türkis wirkten, sahen mich voller Wärme an. »Sollte das *Hot & Sweet* jemals Gewinn abwerfen, wirst du die Erste sein, die ich einstelle.«

Ich warf ihm einen Handkuss zu. »Und darum wirst du auch für alle Ewigkeit mein Lieblingscousin sein.«

»Ich bin dein einziger Cousin, Süße.«

»Sieh es einmal so: Auf diese Weise wirst du meine bedingungslose Zuneigung niemals mit jemandem teilen müssen.«

Er lachte. »Gut gerettet.«

Ich warf einen Blick auf mein Handy. Kurz nach acht. »Ich sollte mich auf den Weg machen.« Ich trank rasch den Orangensaft aus und verließ dann die Wohnung.

Draußen erwartete mich ein sonniger Julimorgen. Ich blieb stehen, atmete tief durch und meinte sogar das Meer zu riechen. »Das wird *dein* Tag, Cassy«, sagte ich mir und marschierte los.

Kleine, verträumte Häuser mit Vorgärten, umrahmt von weißen Lattenzäunen, lagen zu beiden Seiten der Straße. Ein Anblick, den es noch häufig in Brightmore gab, und durch den die Stadt sich trotz ihrer über hunderttausend Einwohner einen gewissen Kleinstadtflair bewahrt hatte.

Ich war in Brightmore verliebt, seit ich Nick vor ein paar Monaten das erste Mal hier besucht hatte. Es lag an der Südküste Englands. Raue Klippen, weite Strände und malerische Buchten. Ein Traum. Und erst das Wetter. Selbst die Winter waren mild. Also hatte ich nicht lange gezögert und »Bin schon auf dem Weg!« ins Telefon gequietscht, als Nick mir vor zwei Wochen mitteilte, dass Alex ihn verlassen habe und deshalb ein Zimmer in seiner Wohnung frei wäre. Und nun war ich hier – voller Tatendrang, bis in die Haarspitzen mit Energie aufgeladen und bereit für einen Neuanfang, den ich mir selbst viel zu lange verwehrt hatte.

*Ach, Jamie, wenn du jetzt doch nur bei mir sein könntest.*

Allein an sie zu denken, tat weh, obwohl es schon so viele Jahre her war. Ich seufzte und schob die wehmütige Erinnerung

an sie beiseite, um mich ganz auf die Jobsuche zu konzentrieren.

Auf ein Neues!

An den vergangenen drei Tagen hatte ich sämtliche Restaurants, Bistros und Cafés in Brightmore auf der Suche nach einer Anstellung abgeklappert. Daheim hatte ich jahrelang in einem kleinen Diner gearbeitet, verfügte also über Erfahrung. Leider war ich einfach zu spät dran. Die Saison hatte schon vor Wochen begonnen und alle offenen Jobs waren längst an Aushilfskräfte und Studenten gegangen. Aber so leicht gab ich nicht auf. Heute würde ich es bei den Supermärkten, Boutiquen, Souvenirläden und was mir sonst noch so bei meiner Tour durch die City begegnete, versuchen. Irgendwann musste ich ja mal Glück haben. Auf keinen Fall wollte ich in einem stickigen Büro versauern.

Ich war gerade auf Höhe des Stadtparks, als ich mich plötzlich beobachtet fühlte. Und das nicht zum ersten Mal, seitdem ich nach Brightmore gezogen war. Ein Blick über die Schulter zeigte mir zwei ältere Damen und ein Stück dahinter eine Mutter mit Kinderwagen. Autos parkten am Straßenrand und irgendwo bellte ein Hund. Alles völlig harmlos. Ich runzelte die Stirn. Was war nur los mit mir? Ich ging weiter und war noch nicht weit gekommen, als ein Typ im Kapuzenshirt hinter einem der Bäume hervortrat, die in Brightmore noch vielerorts die Straßen säumten.

»He«, rief ich und zuckte vor ihm zurück.

Sofort hob er abwehrend die Hände. »Sorry, ich wollte dich nicht erschrecken, kleine Lady.«

»Schon gut.« Mein Herz beruhigte sich bereits wieder. Neugierig musterte ich ihn. Unter der Kapuze verbarg sich ein schlankes Gesicht mit hohen Wangenknochen und Augen, grün wie Moos, das am Rande einer Waldquelle sprießt. Keine Ahnung, warum mir ausgerechnet dieses Bild in den Sinn kam. Ich schätzte, dass er ein paar Jahre jünger war als ich. »Was kann ich für dich tun?« Erst jetzt fiel mir auf, wie abgewetzt seine Jeans und sein graues Shirt wirkten. Wie von selbst wanderte

mein Blick zu seinen Turnschuhen, von denen einer orange, der andere blau war. Als ich ihm wieder ins Gesicht sah, waren seine Wangen leicht rosa angelaufen. »Ich wollte bloß fragen«, – er sah zu Boden –, »ob du vielleicht ein bisschen Kleingeld für mich hast?«

Zuerst wollte ich ihn abwimmeln. Ich hatte ja selbst nichts, aber dann wurde mir klar, dass das nicht stimmte. Ich mochte zwar knapp bei Kasse sein, doch wenigstens hatte ich immer noch ein Dach über dem Kopf und ein Bett, in das ich mich am Ende eines langen und enttäuschenden Tages kuscheln konnte. Vor allem aber hatte ich Nick, der mich nie im Stich lassen würde. Also nahm ich den karierten Rucksack von der Schulter, der die Größe einer Handtasche hatte und kramte meine letzten fünf Pfund hervor.

Seine Augen wurden riesig. »Das ist echt großzügig, kleine Lady.«

*Kleine Lady*. Er war gerade mal einen halben Kopf größer als ich. »Wünsch mir einfach nur Glück für heute, okay?«

Da lachte er. »Sogar alles Glück dieser Welt und das von hundert weiteren noch dazu.« Er vollführte eine übertrieben tiefe, nichtsdestotrotz elegante Verbeugung vor mir, die mich zum Lachen brachte. Mit einem Mal waren die Schatten fort, die noch einen Augenblick zuvor auf meine Stimmung gedrückt hatten.

»Man sieht sich, kleine Lady.« Er zwinkerte mir zu und trottete davon.

KAPITEL 2

# NUR KEINE PANIK

Mittlerweile war es früher Nachmittag und ich hatte immer noch keinen Job. Meine Füße schmerzten, weil Sneakers nicht wirklich für stundenlanges Laufen auf Kopfsteinpflaster gemacht sind. Und mein Optimismus vom Morgen hatte einige üble Tiefschläge einstecken müssen. Offenbar hatte absolut niemand in dieser Stadt eine Stelle zu vergeben. Das war einfach nicht fair, und einen Herzschlag lang war ich versucht, mich irgendwo zu verkriechen und in Selbstmitleid zu vergehen. Aber so leicht würde ich mich nicht unterkriegen lassen. Die *neue* Cassy würde sich nicht so einfach in ihr Schicksal ergeben. Außerdem verließ Nick sich auf mich. In zwei Wochen war unsere Miete fällig, bis dahin musste ich meinen Anteil zusammenbekommen. Das *Hot & Sweet* warf nicht genug ab, um uns beide längere Zeit über Wasser zu halten. Abgesehen davon zog ich es vor, auf eigenen Beinen zu stehen.

Im Moment plagten mich jedoch andere Probleme: Meine Kehle war vom vielen Reden staubtrocken und mir knurrte der Magen. Zu allem Übel brannte die Sonne gnadenlos aus einem wolkenlos blauen Himmel auf mich herab. Was ich jetzt dringend brauchte, war eine Verschnaufpause. Ich band mir das Haar zu einem Pferdeschwanz und machte mich auf den Weg

zum Hafen. Dort wehte immer eine kühle Brise und der Anblick des Meeres würde mich aufmuntern. Stundenlang konnte ich es betrachten, mich in seiner blauen Weite verlieren und von all den fernen und exotischen Ländern träumen, die ich eines Tages einmal besuchen würde. Vorfreude erfasste mich.

Ich eilte durch ein paar Sträßchen mit kleinen Geschäften, bei denen es sich vorwiegend um Souvenirläden für Touristen handelte, bog mal links, mal rechts ab und fand mich plötzlich in einer menschenleeren Gasse wieder. War ich hier noch richtig?

Ich wurde langsamer und sah mich um. Die Fenster der Häuser waren dunkel und die Fassaden mit Graffiti besprüht. Ein Plakat an einer Hauswand warb für eine neue Wohn- und Einkaufsstraße, die hier in Kürze entstehen sollte. Na toll, ich hatte mich wohl verlaufen!

Ich holte mein Handy aus dem Rucksack. Die Navi-App würde mich schon auf den richtigen Weg zurücklotsen. Doch bevor ich sie aufrufen konnte, jagte mir ein so eisiger Schauder über den Rücken, dass das Handy meinen Fingern entglitt und zurück in meinen Rucksack rutschte. Meine Nackenhärchen stellten sich auf und ich drehte mich langsam um.

Keine zehn Schritte entfernt stand ein Mann und starrte mich an. Ich keuchte auf und wich zurück. Der Kerl sah aus, als wäre er einem Horrorfilm entstiegen. Sein Kopf war haarlos, das bleiche Gesicht mit Tätowierungen überzogen, die – *o Gott* – sich bewegten. Bevor ich etwas sagen oder tun konnte, jagte mir ein zweiter Schauder über den Rücken. Sofort warf ich einen Blick über die Schulter. Ein Stück die Gasse runter stand eine weitere Horrorgestalt, die der ersten wie ein Zwilling glich.

Panik überkam mich. »Was … was wollt ihr von mir?«

Anstatt zu antworten, setzten die beiden sich in Bewegung.

*Shit*.

Ich schaute mich nach einem Fluchtweg um. Die Gasse war zu eng, um an einem von ihnen vorbei zu kommen. Mein Blick fiel auf einen Hauseingang. Ich machte einen Schritt darauf zu und der Tätowierte vor mir folgte meiner Bewegung. Ich würde

es niemals vor ihm schaffen. Schweiß brach mir überall am Körper aus.

»Bitte, ich habe kein Geld«, keuchte ich und wich vor ihnen zurück, bis ich mit dem Rücken gegen eine Hauswand stieß. Mein Herz machte einen verzweifelten Hüpfer. Noch immer kamen sie auf mich zu. Höchstens noch fünf Schritte, dann hätten sie mich erreicht. Plötzlich öffneten beide ihre Münder: »Gib es uns! Gib es uns!« Ich erschauerte. Sie sprachen wie mit einer Stimme. Kaum lauter als ein Flüstern, und doch verstand ich die Worte so genau, als hätten sie sie mir direkt ins Ohr gezischt. Ich hatte niemals zuvor etwas Gruseligeres erlebt.

»Lasst mich in Ruhe!«, schrie ich und war mit einem Mal sicher, dass es die beiden gewesen waren, die mich die vergangenen Wochen über beobachtet hatten. Keine Ahnung, woher ich es wusste. Vielleicht Instinkt.

In meiner Verzweiflung stieß ich mich von der Wand ab und rannte los. Der Tätowierte vor mir sprang auf mich zu. Ich schlug einen Bogen und war schon fast an ihm vorbei, als er meine Hand zu packen bekam. Er riss mich zurück und schleuderte mich gegen seinen Kumpanen. Sofort legten sich dessen Finger von hinten um meine Oberarme und drückten zu. Der Rucksack entglitt mir.

»Hilfe!«, rief ich. »Ist denn da niemand? Hilfe!«

Nirgends rührte sich etwas. Keines der Fenster öffnete sich. Ich war völlig allein mit meinen Angreifern. Und während der eine mich festhielt, war der andere vor mich getreten. Ein Zittern durchlief mich. Seine Augen waren schwarz. Vollkommen schwarz. Genauso wie seine Tätowierungen. Buchstaben. Hunderte, die wie Insekten über seine Haut krochen. Das musste ein Albtraum sein!

»Gib es uns«, krächzten sie.

»Ich weiß nicht, was ihr von mir wollt«, schluchzte ich.

Der Tätowierte vor mir neigte den Kopf zur Seite und hob eine Hand. Ich drehte das Gesicht von ihm fort. Aber seine Finger kamen mir immer näher. Ich wollte nicht, dass er mich

berührte, und trat in meiner Panik nach seinem Schienbein. Es knackte, als bräche ein trockener Zweig. Doch er verzog nicht einmal das Gesicht. Seine Finger strichen über meine Wange und ich musste würgen. Sie waren ohne Wärme wie ein Stück totes Fleisch.

»Wer bist du?«, flüsterten beide.

Als Antwort rammte ich ihm das Knie zwischen die Beine. Er zuckte nicht einmal. Grinste nur. Und entblößte weiße, spitze Zähne. *O Gott!* »Warum könnt ihr mich nicht einfach in Ruhe lassen?«

»Du hast uns gerufen, hast uns gelockt«, krächzten sie. »Du wirst mit uns kommen.«

»Nein!« Ich zerrte an dem Griff des Tätowierten, der mich hielt. Doch er war einfach zu stark. Ich spuckte dem vor mir ins Gesicht. »Lasst mich gehen, ihr Schweine!«

Er lachte, sackte dann aber plötzlich auf die Knie und gab dadurch den Blick auf den Jungen im Kapuzenshirt frei, dem ich heute Morgen meine letzten fünf Pfund gegeben hatte. Er hielt einen Pflasterstein in der Hand. »Du?«, keuchte ich. Er warf den Stein fort, packte den Tätowierten und schleuderte ihn gegen die nächste Hauswand, als wäre er bloß eine Strohpuppe. Dann wandte er sich wieder zu mir um.

»Verschwinde!« Seine Faust zischte dicht an meinem Gesicht vorbei und traf ihr Ziel. Der Tätowierte hinter mir ließ los. »Worauf wartest du noch?«, sagte mein Retter. Aus dem Augenwinkel sah ich, dass der Tätowierte am Fuß der Hauswand sich bereits wieder hochkämpfte.

Auf zittrigen Beinen rannte ich los. Am Ende der Gasse blieb ich stehen und sah zurück. Wie ein Wirbelwind zuckte mein Retter zwischen den beiden Tätowierten hin und her, verteilte Faustschläge und Tritte und hinderte sie so daran, mir zu folgen. Ich konnte kaum glauben, wie schnell er sich bewegte.

»Danke«, murmelte ich, drehte mich um und lief weiter. Erst als jeder Atemzug in meiner Lunge brannte und ich das Gefühl hatte, beim nächsten Schritt zusammenzubrechen, blieb ich

wieder stehen. Vor mir lag ein großer Platz mit einem Brunnen, Sitzbänken und Bäumen. Ich schleppte mich noch ein paar Schritte weiter und sank dann auf eine Bank. Am ganzen Körper zitternd vergrub ich das Gesicht in den Händen. Dunkelheit umfing mich, angefüllt vom Wummern meines Herzschlags. Was war da gerade passiert?

KAPITEL 3

# LESEN GEFÄHRDET DIE DUMMHEIT

Nach einer Weile nahm ich die Hände wieder runter und wischte mir über die Augen. Mein Atem ging immer noch viel zu schnell. Hatte ich das gerade wirklich erlebt?

Ich rief mir die Glatzköpfe mit ihren lebenden Tätowierungen in Erinnerung und auch meinen Retter, der mit geradezu übermenschlicher Geschwindigkeit gegen sie vorgegangen war. Die Szene kam mir so surreal vor – wie ein Traum. Aber das war sie nicht. Diese Dinge *waren* passiert. Ich schluckte gegen das trockene Gefühl in meiner Kehle an. »Du musst die Polizei verständigen«, sagte ich mir. Nur wo war mein Handy? Mir fiel wieder ein, dass ich den Rucksack während des Angriffs verloren hatte.

*Oh, verflucht!*

Ich sah mich um. Auf einer Bank ein Stück weiter saß ein älterer Herr. Vielleicht hatte er ein Handy, das er mich benutzen ließ. Ich wollte schon aufspringen, als mir einfiel, dass ich ja auch irgendwo auf die Beamten warten musste. Mein Blick wanderte weiter zu den Geschäften am Rande des Platzes, wo ich einen Buchladen ausmachte. Er strahlte etwas so Beruhigendes und Friedfertiges aus, dass ich beschloss, es dort zu versuchen.

Der Laden befand sich im Erdgeschoss eines dreistöckigen

Backsteinbaus mit Stuckverzierungen. *Graysons Bookstore* stand über dem Eingang. Ich liebe Bücher, und die Vorstellung, dort zu warten, wirkte ermutigend auf mich. Ich öffnete die Tür und ein schrilles Glöckchen erklang. Ich zuckte leicht zusammen, ging dann aber weiter. Nach wenigen Schritten umfing mich bereits ein Gefühl der Sicherheit und ich merkte, wie ich mich bei dem vertrauten Geruch von Druckertinte und auf Papier gebannter Träume langsam entspannte.

»Wie kann ich Ihnen helfen, Miss?«

Der Sprecher stand hinter einer altmodischen Ladentheke, auf der sich dutzende Bücher um eine Kasse herum stapelten, die aussah, als entstamme sie einem Museum.

»Äh«, war alles, was ich zunächst herausbekam. Ich hatte einen grauhaarigen Mann mit Lesebrille erwartet, der einen Tweedanzug trug und ein wenig angestaubt wirkte. Das Gegenteil war der Fall. Der Verkäufer sah wie ein dreißigjähriger Jake Gyllenhaal aus, hatte kurzgeschnittenes, braunes Haar und dunkelblaue Augen, die so geheimnisvoll wie der Abendhimmel funkelten. Verschmitzt lächelte er mich an.

Ich starrte ihn weiterhin an, ohne etwas zu sagen.

Das schien ihn zu beunruhigen, denn nun trat er hinter seiner Theke hervor. »Geht es Ihnen gut, Miss?«

»Nein, ich bin gerade von zwei Männer mit schwarzen Augen überfallen worden«, wollte ich sagen. Heraus kam aber nur ein Krächzen, weil meine Kehle vom Laufen wie ausgedörrt war.

»Warten Sie, ich hole Ihnen etwas zu Trinken.« Er verschwand durch eine Tür zwischen zwei Regalen. Gleich darauf kehrte er zurück und hielt mir ein Glas mit Wasser hin.

Mir fiel auf, dass er ein T-Shirt mit dem Aufdruck »Achtung, Lesen gefährdet die Dummheit!« trug, was ihn mir sofort sympathisch machte. Ich nahm das Glas und trank mehrere Schlucke. »Danke, das habe ich jetzt gebraucht.«

Er lächelte wieder, was das Funkeln in seinen Augen noch verstärkte. »Ich heiße übrigens Ray Grayson.«

Ray – ein Name, den man heutzutage nicht mehr oft hörte.

Ich mochte seinen Klang. »Cassy Sterling«, stellte ich mich vor. »Eigentlich ja Cassandra, aber niemand nennt mich so.«

»Also, Cassy Sterling, was ist passiert?«

»Passiert?« Ich blinzelte überrascht.

»Als Sie gerade in meinen Laden gestürzt kamen, sahen Sie aus, als wäre ein, nun ja, Geist hinter Ihnen her.«

*Kein Geist, sondern Horrorgestalten*, dachte ich. Aber das konnte ich ihm schlecht sagen, ohne dass er mich gleich für verrückt hielt. Und da wurde mir klar, dass die Polizisten nicht anders denken würden, sobald ich ihnen meine Angreifer beschrieb. Anstatt mir zu glauben, würden sie mich mit Verdacht auf einen Sonnenstich ins nächste Krankenhaus einliefern. Und jetzt? Ich konnte meinen Retter doch nicht im Stich lassen. Bestimmt rechnete er damit, dass ich Hilfe holte, oder nicht?

Genau genommen hatte er mich nur dazu aufgefordert, zu verschwinden und dabei sehr entschieden geklungen. Wieder musste ich daran denken, wie unglaublich schnell er gewesen war. Jede seiner Bewegungen hatte so präzise, so leicht und so elegant gewirkt, als wäre es für ihn viel mehr ein Tanz als ein Kampf gewesen.

»Ähm, Miss Sterling?«

Ich blinzelte mein Gegenüber an. Erst jetzt wurde mir bewusst, dass ich schon eine ganze Weile nichts gesagt hatte. »Entschuldigen Sie bitte, ich war in Gedanken.« Und weil mir nichts Sinnvolleres einfiel, fügte ich hinzu: »Vielen Dank der Nachfrage, aber es ist alles in Ordnung. Ich bin natürlich wegen eines Buches hier.« Ich mochte keine Lügen, aber plötzlich hatte ich das Gefühl, dass es meinem Retter überhaupt nicht recht wäre, wenn ich ihm die Polizei auf den Hals hetzte. Die Frage war doch, warum jemand mit seinen Fähigkeiten auf der Straße lebte, obwohl sich jede *Security*-Firma um ihn reißen würde.

»Nun, wenn Sie ein Buch suchen, sind Sie hier genau an der richtigen Adresse«, sagte Mr Grayson, neigte den Kopf zur Seite und legte die Stirn in Falten. »Lassen Sie mich raten. Auf keinen Fall wirken Sie wie die typische Krimileserin. Vielleicht historische Romane? Nein, wohl eher nicht. Hach, ich hab's.« Er wies

auf ein Regal, in dem sich neben Klassikern wie J. R. R. Tolkiens *Der Herr der Ringe* und C. S. Lewis' Geschichten über Narnia, auch moderne Fantasy-Literatur wie J. K. Rowlings *Harry Potter*, Rick Riordans Romane aus dem »Percy Jackson«-Universum und noch viele andere zauberhafte Bücher fanden.

Ich riss die Augen auf. »Woher? Ich meine *wie*?«

Er zwinkerte mir zu. »Ich hab für so was eine Nase.«

»Für Fantasy-Fans?«

Mr Grayson schmunzelte. »Für die Vorlieben meiner Kunden.«

Das klang jetzt eindeutig zweideutig. »Hm.« Ich kniff die Lider zusammen. »Soll mich das beeindrucken?«

»Besser nicht. Ich habe nämlich gemogelt.«

»Gemogelt?«, wiederholte ich.

»Das Tattoo an Ihrem linken Fußknöchel: Wenn ich mich nicht täusche, zeigt es das Auryn aus Michael Endes Roman *Die Unendliche Geschichte*.«

Ich liebe dieses Buch abgöttisch. Als Jugendliche habe ich es immer wieder aufs Neue verschlungen, weil ich selbst gerne wie Bastian Balthasar Bux gewesen wäre: Ein Bücherwurm, der zum Helden und Retter eines ganzen Fantasiereiches wird. Und obwohl mir immer noch nicht wirklich danach zumute war, musste ich nun dennoch lächeln. »Sie sind ein aufmerksamer Beobachter, Mr Grayson.«

Er zuckte die Schultern. »Ich könnte jetzt behaupten, dass das Teil meines Jobs ist, aber das würde so klingen, als wäre ich ein Undercover-Spion.«

Der gute Mr Grayson war zweifelsohne ein bisschen merkwürdig, allerdings auf eine gute Weise. »Und? Sind Sie ein Spion?«

»Was glauben Sie?«

Ich musterte ihn von oben bis unten. Seine Oberarme füllten die Ärmel seines T-Shirts ziemlich gut aus. Auch sonst war er wohlproportioniert, soweit ich das beurteilen konnte. »Sie sind auf jeden Fall sportlich«, sagte ich. »Meiner Meinung nach bekommt man solche Muskeln nicht allein vom Bücherschlep-

pen. Auf den Kopf gefallen scheinen Sie mir auch nicht zu sein. Eine Waffe kann ich jedoch nirgends an Ihnen entdecken, und ohne eine würde kein mustergültiger Spion aus dem Haus gehen, oder?«

»Mir scheint, Sie haben die Dinge selbst ganz gut im Blick, Miss Sterling.«

Es war schon seltsam. Gerade eben war ich noch voller Panik gewesen, doch jetzt, in Gegenwart von Mr Grayson, fühlte ich mich so entspannt, als gäbe es auf der ganzen Welt keinen sicheren Ort als diesen Buchladen. Lächelnd betrachtete ich die altmodischen Regale, die dem Laden eine gemütliche, heimelige Atmosphäre verliehen. »Arbeiten Sie schon lange hier?«

»Könnte man so sagen. Es ist nämlich mein Laden.«

*Grayson Bookstore, natürlich!* »Sie sind der Eigentümer.«

»In vierter Generation«, sagte er nicht ohne Stolz.

»Dann liegt der Beruf Ihnen sozusagen im Blut. Wie wäre es da mit einem Geheimtipp?« Mal schauen, wie gut er sich wirklich in der Phantastik auskannte.

»Kommen Sie.« Er führte mich ein Regal weiter, wo ich neben ihm stehen blieb. Mir stieg der warme Duft von Sandelholz in die Nase, während ich zusah, wie er den ersten Band von Mervyn Peakes zeitlosem Fantasy-Meisterwerk *Ghormenghast* aus dem Regal holte.

Ich nahm es entgegen und strich liebevoll über den Einband. »Ein wunderbares Buch.«

Mr Grayson zog eine Braue hoch. »Wieso habe ich das Gefühl, dass Sie mich bloß testen wollten?«

Ich sah ihm direkt in die Augen. Sie waren von einem so tiefen Blau, dass ich meinte, in ihnen versinken und all meine Sorgen hinter mir zurücklassen zu können. »Und wenn es so wäre?«

»Wüsste ich gerne, ob ich bestanden habe.«

Ich grinste, dann nickte ich.

»Welche Erleichterung.« Er grinste zurück.

Danach war das Eis endgültig zwischen uns gebrochen und wir redeten und redeten. Über Bücher, Autoren, Filme und

Comics. Bei Letzterem kannte er sich zwar nicht so gut aus, aber hey, niemand ist perfekt. »Wie wäre es mit einem Kaffee?«, fragte er nach einer Weile. Ich sagte ja, und wir stießen mit unseren Tassen an und waren prompt beim Du angelangt. Es grenzte nahezu an ein Wunder, dass uns in der ganzen Zeit kein einziger Kunde störte.

»Ich sollte wohl langsam gehen«, sagte ich nach einem Blick auf die Uhr, und weil ich Nick unbedingt von Ray erzählen wollte. Ich war ganz aufgeregt und wusste selbst nicht, warum. Das lag aber nicht nur an Ray, oder? Unwillkürlich streckte ich die Hand aus und strich über eines der Regale. Ich konnte mich nicht daran erinnern, wann ich mich zuletzt so losgelöst und zufrieden gefühlt hatte. Selbst der Gedanke an den Überfall erschreckte mich nicht länger, was dann doch ein wenig seltsam war. Ich zog meine Hand zurück, bedachte Ray mit einem verlegenen Lächeln und hielt *Ghormenghast* in die Höhe. »Bevor ich aufbreche, sollte ich das Buch noch bezahlen.«

»Ich schenke es dir.« Er strahlte mich an.

»Das kann ich nicht annehmen.«

»Ich bestehe drauf.«

Ich drückte das Buch fest an meine Brust. »Vielen Dank, dann komme ich aber bald wieder und kaufe ein anderes Buch.«

»Das würde mich freuen.«

»Bis bald«, sagte ich, drehte mich schweren Herzens um und hielt auf den Ausgang zu. Nach ein paar Schritten sah ich zurück und begegnete seinem Lächeln. Ein flattriges Gefühl erwachte in meinem Bauch. Rasch sah ich wieder nach vorne, um mir nichts anmerken zu lassen, und entdeckte das Schild. Es nahm die ganze obere Hälfte der Tür ein, so, als wollte es sicherstellen, auch ja nicht von mir übersehen zu werden. Und darauf stand: *Aushilfe gesucht!* Mein Herz machte einen kleinen Satz. Konnte es sein ... Ich wirbelte herum. »Du brauchst jemanden für den Laden?«

»Wie kommst du da...?« Ray verstummte, reckte den Hals und starrte dann das Schild mit einem derart verwunderten Gesichtsausdruck an, als sähe er es zum ersten Mal.

»Etwa nicht?«, fragte ich und konnte meine Enttäuschung kaum verbergen.

»Äh, ja, offenbar suche ich wirklich jemanden.«

Seine Antwort war zwar merkwürdig, konnte meine Aufregung aber nicht dämpfen. Vielleicht würde sich meine Jobsuche doch noch zum Guten wenden. »In dem Fall bewerbe ich mich um die Stelle.«

Rays Augen wurden schlagartig dunkler und die Lippen hatte er zu einem dünnen Strich zusammengekniffen. »Sicher?« Er stellte die Frage in einem Tonfall, als hätte ich mich gerade in der übelsten Hafenkneipe von Brightmore um eine Anstellung als Türsteherin beworben.

»Ja?«, erwiderte ich leicht verunsichert.

Jetzt starrte er mich mit einem so verdrießlichen Gesicht an, als hätte ich ihm direkt unter seiner Nase in seinen Kaffee gespuckt. »Schön, du hast den Job.«

Eigentlich sollte ich mich jetzt freuen, stattdessen war ich zutiefst verwirrt. Noch vor zwei Minuten war Ray bester Laune gewesen, hatte sich locker und charmant gegeben. Woher kam der plötzliche Stimmungswechsel? Und was das Ganze noch bizarrer machte: Er bot mir den Job an, ohne mir auch nur eine einzige Frage zu stellen.

»Einfach so?«, hakte ich nach.

»Dass du Bücher liebst, daran gibt es wohl keinen Zweifel.« Er schob die Hände in die Taschen seiner Jeans. »Zudem wirkst du sympathisch, aufgeschlossen, freundlich, die Kunden werden ganz verrückt nach dir sein.« Er seufzte resigniert, was die Situation noch seltsamer machte. Er war immerhin der Boss. Wenn er nicht wollte, musste er mich nicht einstellen.

»Okay«, sagte ich. »Und was bezahlst du so?«

Die Verhandlungen über meinen Stundenlohn zogen sich rund zehn Minuten hin. Ray war ziemlich gut im Feilschen, aber wenn man nun mal chronisch knapp bei Kasse ist, weiß man seinen Standpunkt durchaus zu vertreten.

»Wenigstens hast du mir mein T-Shirt gelassen«, meinte er zum Abschied und bedachte mich mit einem schiefen Grinsen,

bei dem es mir gleich wieder ein wenig leichter ums Herz wurde. Dieses Mal begleitete er mich zur Tür und hielt sie mir sogar auf. »Ist ja nicht deine Schuld«, murmelte er zum Abschied.

Was meinte er denn damit schon wieder? »Dann mal bis morgen«, sagte ich ein wenig ratlos. Ich wollte gerade losgehen, als es mir einfiel: »Ach ja, wann soll ich hier sein?«

»Um neun.«

»Alles klar.«

Ich trat nach draußen und spürte, wie mir Rays Blick folgte, während ich den Platz vor dem Buchladen überquerte. Nick würde vielleicht Augen machen, wenn er erfuhr, dass ich endlich einen Job hatte. Ich konnte kaum erwarten, ihm davon zu erzählen.